

Neuer Versuch

N. 52

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

1916.

Das Urteil der Welt. Erzählung von Elisabeth Fries.

Ma — welcher Renommierpatient trägt denn heute die Schuld, daß unser Roastbeef hart werden mußte? — neckte ihn der Justizrat, nachdem die Herren an dem sorgsam gedeckten Tisch, dem man die fehlende Hausfrau in keiner Weise ansah, Platz genommen hatten.

„Renommierpatient? Diesmal nicht. Leider ist es ein ernster Fall. Ich erzählte Ihnen doch — die kleine Randow ist kränker geworden.“ Thorstein hob den Kopf. Mechanisch nahm er sich von der Schüssel, die ihm der Diener präsentierte, aber er konnte nicht verhindern, daß er zittern durch seine Hände lief. Der Arzt aß ein paar Bissen, dann sagte er:

„Ja, es ist sehr schade. Das arme Mädel hat kein Glück. Ich habe sie damals auch behandelt und war stolz darauf, sie einigermaßen wieder hergestellt zu sehen. Nun liegt der Fall weit ernster.“

Thorstein brachte kein Wort über die Lippen. Er hatte den Kopf weit vorgebeugt und in seinen ersten Augen stand eine so flehende Frage, daß Sanitätsrat Kirchner sie nicht übersehen konnte. „Herzschwäche“, sagte er in bedauerndem Tone.

„Herr Thorstein kennt die Dame,“ griff der Justizrat helfend in das Gespräch ein. „Ich glaube, es würde ihn interessieren, wenn Sie ihm erzählen wollten, wie sich nach Ihrer Ansicht die Sache mit Fräulein Randow in Wahrheit verhielt im Falle Heubach.“

„Ich war mit den Herrschaften in Luzern zusammen,“ murmelte Thorstein. Ihm war unsäglich weh zumute. Ellen hier in Berlin und schwerkrank! An keine dieser Möglichkeiten hatte er gedacht. Er glaubte sie in Wight

und der Gedanke, daß sie an dem Orte weile, den sie liebte, war ihm in gewissen Sinne ein Trost gewesen.

„Der Fall ist ein Schulbeispiel für das, was der Klatsch anrichten kann,“ begann der alte Arzt. „Ich kann mir nichts Süßeres, Reizenderes denken, als diese Ellen Randow mit achtzehn Jahren. Der einzige Vorwurf, den man ihr machen konnte, war ihre unbefangene Natürlichkeit. Sie erklärt auch einzig, wie sie auf einen solchen hohlen, oberflächlichen Menschen wie diesen Heubach hereinfallen konnte.“

Goldbed lächelte fein. „So viel ich weiß, war Ihre Frau Gemahlin kaum achtzehn —“

„Sehr richtig!“ Die älteren Herren tranken sich lachend zu. „Das ist eine der Ausnahmen, die die Regel bestätigen,“ sagte Kirchner, um dann fortzufahren: „Es dauerte natürlich nicht lange, bis Ellen dahinter kam, daß sie sich gründlich geirrt hatte. Und ich habe es nie anders, als eine besondere Tüde des Schicksals ansehen können, daß ihr Absagebrief an Heubach genau in dem Augenblick bei ihm eintraf, als dort alles zusammenstürzte. Ich habe es selbst miterlebt und kann mich dafür verbürgen, daß wochenlange Kämpfe mit ihrer Mutter vorausgegangen waren, die den letzten Schritt hinausgezögert hatten, bis es fast zu spät war. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sie viel zu anständig war,

als daß sie nach dem Verlust seines Vermögens Heubach im Stich gelassen hätte.“

„Er soll sie aber doch flehentlich gebeten haben?“ fragte Thorstein schnell. Er hatte längst Messer und Gabel hingelegt, es wäre ihm unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen hinunter zu würgen.



Christnacht

Unsern lieben Gefallenen
zum Weihnachtsfest.

Nun blüht ihr über Zeit und Raum
Nach selbigem Vollenenden
In einen schönen Weihnachtsbaum,
Geschmückt von Engelshänden.
Was unsre Liebe je erdacht
Für euch, — wie arm ist alles,
Verglichen solcher Pracht!

Das Licht der Welt, zu dessen Lob
Die Weihnachtskerzen prangen,
Ist, das euch allem Kampf ent-
hob, —
Euch ewig hält umfassen.
Was je an Lieb euch ward zuteil
Durch uns — war nur ein Grüßen
Vom künftigen, vollen Heil!

Anna Ditz.

„Hm. So heißt es. Und er hat natürlich allen Grund, die Leute auf diesem Glauben zu lassen. Denn ich kann mir wohl denken, daß es ihm nicht angenehm wäre, wenn bekannt würde, wie brutal er sich betragen hat. . . . Er kam als ein Rasender und überhäufte das Mädchen mit Vorwürfen. Sie hätte gewußt, wie es um sein Vermögen stand und hätte ihm darum sein Wort zurückgegeben.“

Der Justizrat strich sich mit der feinen nervösen Hand den weißen Bart. „Nun essen Sie mal erst, Dr.“ mahnte er, „das Essen wird kalt. Was ich aber nicht verstehe, ist, daß ein vernünftiges Mädel sich durch einen solchen Burschen so weit bringen läßt, ihrem Leben ein Ende machen zu wollen.“ fuhr er nachdenklich fort. „Es paßt gar nicht zu dem Bilde, das Sie von ihr entwerfen.“

Der Arzt aß in aller Ruhe seinen Teller leer, „Prosit, alter Freund.“ sagte er und trank dem Justizrat zu, indem er sich zugleich auch gegen Thorstein leicht verneigte. Die Herren kamen sofort nach.

„Sie haben ganz recht.“ nahm er dann das Gespräch wieder auf, „es paßt auch nicht zu ihr. Das kann nur jemand verstehen und entschuldigen finden, der den ganzen Zauber miterlebt hat. Es ist ja unglaublich, was Frau Randow ihrer Tochter zugefugt hat! Zuerst war es die Angst vor der Entlobung und nachher erst recht der Gedanke, wie die Welt es auffassen würde, wenn die Verlobung gerade in dem — das muß man ja zugeben — denkbar ungünstigsten Augenblick gelöst würde. Keine ruhige Minute muß sie dem Mädel gegönnt haben.“ Er spielte mit seinem Weinglas, in ärgerlichen Erinnerungen verloren. „Schließlich waren ihre Nerven so überreizt, daß man Ellen Randow nicht für ihr Tun verantwortlich machen konnte. Das sah denn auch die törichte Frau ein: natürlich, als es zu spät war. Da hätte sie sich in Stücke reißen mögen, um wieder gut zu machen. Aber — Sie sehen die Wirkung war nicht von langer Dauer. Anstatt froh zu sein, daß ihr Kind ihr überhaupt erhalten blieb, hatte sie nichts eiligeres zu tun, als es aufs neue zu verloben.“

Justizrat Goldbed räusperte sich scharf. Er gab dem aufstrebenden Sanitätsrat durch einen Blick auf Thorstein zu verstehen, daß er sich hüten möge. Der alte Arzt aber war einmal im Zuge. Außerdem war er mit einem fertigen Plan hergekommen, denn es galt Ellen Randows Leben.

Mit einem Rud drehte er sich zu Achim herum. „Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie nicht annehmen, ich hätte als Arzt so aus der Schule geplaudert?“ fragte er und legte seine Hand leicht auf das Knie des jüngeren Mannes.

„Darüber habe ich, offen gestanden, bis jetzt nicht nachgedacht.“ sagte er lächelnd.

„Es könnte Ihnen aber später der Gedanke kommen, daß es ein eigentümliches Gebahren für einen Arzt sei, die Angelegenheiten seiner Patienten so eingehend zu besprechen.“ beharrte Kirchner. „Dem möchte ich auf alle Fälle vorbeugen, wer weiß.“ scherzte er, „es könnte Sie veranlassen, mir Ihr Vertrauen zu entziehen! Das möchte ich nicht aufs Spiel setzen bei der großen Konkurrenz. Halt, nein —“ unterbrach er sich als der Diener die frisch gefüllte Bowlentanne neben die Zigarren auf den Tisch setzen wollte. „Es ist so herrlich draußen, ich dachte, wir könnten im Freien sitzen“, schlug er dem Justizrat vor, der bereitwillig darauf einging.

„Um also auf besagten Hammel zurückzukommen.“ nahm er das Gespräch wieder auf, als der Umzug auf den Balkon vollzogen war, „ich möchte, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich feststellen, daß ich als Freund des Hauses und Patenonkel der kleinen Ellen die ganze Tragödie miterlebt habe. Und —“ er zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe — „vielleicht ist es Ihnen dann mit einem Schlage klar, warum ich bereit war, Ihnen als einem mir bis dahin wildfremden Menschen die ganze Geschichte zu erzählen. Der Herr Justizrat hat mir, als er zufällig hörte, daß ich Hausarzt bei Randows bin, verraten, was er fürchtet, angerichtet zu haben — ein unverbesserlicher Schwächer.“ zwinkerte er Goldbed zu.

Die Herren lachten.

„Ich höre zu meinem Schrecken.“ sagte er, „daß Fräulein Randow schwer krank sein muß. Ich verstehe

nicht viel davon, aber Sie sagen „Herzschwäche“ in einem Tone, daß man daran schon merken kann, daß der Fall nicht ganz einfach ist.“

„Allerdings nicht.“ bestätigte Kirchner ernst. „Es geht ums Ganze, lieber Herr. Vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß bis jetzt nicht telephoniert worden ist. Die Schwester hatte Auftrag, mir jede Veränderung sofort hierher zu melden.“

Thorstein starrte erschrocken vor sich hin. Es schien unidentbar, daß das blühende Mädchen auf den Tod trank liegen sollte — um ihn. Er überlegte eine Weile, in der die beiden anderen Herren ihn nicht störten. Endlich hob er den Kopf mit entschlossenem Rud. „Wenn ich Sie richtig beurteile.“ sagte er unvermittelt, „dann sind Sie mit einer ganz bestimmten Absicht hierher gekommen. Sie wollten mich zu etwas veranlassen, nicht wahr? Bitte, sprechen Sie sich offen aus.“

Der Sanitätsrat konnte es nicht lassen: Wenn es irgend anging, mußte er sein Späßchen machen. „Ja wohl.“ wandte er sich dem Jüngeren zu, „ich habe allerdings ganz bestimmte Absichten mit Ihnen. Ich möchte Sie nämlich als Heilmittel benutzen, denn ich glaube, Sie sind das einzige, was der kleinen Ellen helfen wird.“

Achim Thorstein stieg das Blut in die Schläfen. Er sollte zu Randows hingehen, ohne daß sie ihn riefen? Was hatte sich denn geändert seit vorgestern? Daß ein bleichsüchtiges Mädel Ohnmachtsanfälle bekam, wenn nicht alles nach seinem Willen ging, war doch wohl kein Grund zu so großer Besorgnis. Und Dr. Kirchner war vielleicht ein Schwarzseher, wie manche Ärzte. Partei war er offenbar. Er kannte Ellen von Kindheit auf und liebte sie zärtlich. Immerhin war es schwer, sich über sein Urteil hinwegzusetzen. Aber — er meinte die spöttische Stimme der Frau Oberbürgermeisterin Winneberg deutlich zu hören, wie sie zu Mrs. Priestmahl sagte: „Das sieht Ellen Randow ganz ähnlich! Sie wußte genau, daß er nicht nach Berlin kommen durfte.“ Der Schweiß trat Thorstein auf die Stirne. Mit raschem Entschluß trat er auf den Balkon hinaus.

„Herr Sanitätsrat.“ sagte er, „Sie werden mich verachten. Aber ich habe den Glauben verloren. Warum hat mir Herr Randow nicht reinen Wein eingeschenkt? Darüber komme ich nicht hinaus.“

Kirchner stieß sein Glas so heftig auf den Tisch, daß der Fuß abbrach. „Warum? Weil er ein alter Esel ist, wenn Sie es ganz genau wissen wollen. Und außerdem: In der Familie ist die Frau die richtige Eva — sie ist an allem Unglück schuld. Sie wollen also nicht?“ fragte er kurz und stand auf. Er mußte ordentlich an dem hochgewachsenen Rechtsanwalt in die Höhe sehen, und dennoch kam sich dieser ganz klein vor.

„Ich kann nicht Herr Sanitätsrat.“ erwiderte er kleinlaut. „Ich kenne mich zu genau. Ich würde im Leben das Mißtrauen nicht los werden. Es würde mein ganzes Dasein vergiften. Denn Sie müssen selbst sagen, Herr Randow ist eigentlich nicht der Mann, von dem man erwartet, daß er gehorsam den Launen seiner Frau nachgibt.“

„Sie wollen also nicht?“ wiederholte der Sanitätsrat schroff. „Mögen Sie es nie zu bereuen haben!“ Er wandte sich auf dem Fuße um, machte eine kurze Verbeugung, verabschiedete sich schnell von dem Justizrat und war zur Tür hinaus, ehe Thorstein ein weiteres Wort sagen konnte.

Stumm und bedrückt saßen die Zurückbleibenden zusammen. Der Justizrat füllte die Gläser aufs neue und die Herren zündeten sich frische Zigarren an. Es war ganz dunkel geworden, auf dem Balkon; das elektrische Licht aus dem Nebenzimmer verbreitete nur gerade soviel Licht, daß die Herren ihre Gesichter erkennen konnten.

Nach einer ganzen Weile sagte Thorstein aus seinen bitteren und quälenden Gedanken heraus:

„Finden Sie nicht auch, daß die Familie Randow den ersten Schritt tun mußte? Wenn Ellen so krank ist, wie der Sanitätsrat schildert, mußten sie mich holen, nach meiner Meinung.“

„Ich überblide die Sache nicht völlig. Ich weiß gar nicht, wie weit sie gediehen war.“

Achim Thorstein sagte sich an den Kopf. „Natürlich! Woher sollten Sie auch? Ich will Ihnen alles erzählen.“

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Aber der Sanitätsrat wußte doch von mir?“ fragte er mißtrauisch. „Ihn müssen Sie also doch eingeweiht haben?“

Der Justizrat lächelte. „Er weiß nicht viel mehr als ich. Nur daß Ellen Sie liebte; und wohl auch, daß Grund zu der Annahme vorlag, ein Zwist mit Ihnen habe die schwere Krankheit des Mädchens verschuldet. Ihren Namen erfuhr er rein zufällig. Ihrem heutigen Besuch fiel es mir ein, daß es ihm vielleicht ganz angenehm sein könnte, mit Ihnen bekannt zu werden. Ich mußte aber ein paarmal bei ihm anklingeln, um meine Einladung vorzubringen, weil er immer unterwegs war.“

Achim hatte aufmerksam zugehört. „Danach wäre es also gar nicht ausgeschlossen, daß die Randows noch gar nichts von meinem Hiersein wüßten?“

Der Justizrat hob die Schultern. „Unmöglich wäre es nicht, daß Kirchner nichts sagen wollte, ehe er Sie gesprochen hatte. Er ist sehr vorsichtig.“

„Aber durchaus Partei für Ellen Randow,“ lächelte Thorstein mit zuckenden Lippen.

„Nun, das müßten Sie am Ende am besten verstehen können.“

„Ja, das tue ich wahrhaftig. Nur, sehen Sie, ich habe Rücksichten zu nehmen. Wenn ich auch keine Eltern mehr habe — Sie wissen, wie die Thorsteinsippe zusammen hält. In gewissem Sinne sind sie in Berlin eine Macht. Was hätte meine Frau davon, wenn wir durch sie ganz abseits ständen.“

„Ach, wissen Sie, lieber Freund, so was gibt sich. Das kommt ganz auf die Persönlichkeit an. Sie scheinen mir da doch gar zu bedentlich für einen Liebhaber. Schließlich ist die Frage einfach die: Haben Sie Vertrauen zu dem Mädchen oder haben Sie das nicht?“

Thorstein sprang auf. Stürmisch preßte er die Hand seines alten Freundes. „Wahrhaftig, Sie haben recht,“ rief er, „ich glaube, ich bin richtig angestrichelt von all dem Weiberflaß.“

Er verabschiedete sich schnell. Er müsse in Ruhe darüber nachdenken, sagte er, denn für Abereilungen sei er nicht mehr jung genug. Er wolle einen tüchtigen Marsch machen, da kämen ihm immer die besten Gedanken. Kopfschüttelnd sah ihm der Justizrat nach. Wo konnte er jetzt noch hinwollen? Es war fast Mitternacht! Mit dem Lächeln des Weisen, der die Stürme der Jugend weit hinter sich hat, sann er der Geschichte nach. Mitten in seine Gedanken hinein schrillte das Telephon. Sanitätsrat Kirchner verlangte stürmisch nach Achim Thorstein. Er wettete zornig, als er hörte, daß er schon vor einer Weile gegangen sei. „Versuchen Sie es doch, ihn heute noch zu erreichen,“ bat er Goldbed. „Ich kann nicht am Telephon bleiben, ich muß wieder zu der Kranken. Er soll unverzüglich zu seiner Braut kommen, wenn er es nicht lebenslang bereuen möchte.“

„So ist Fräulein Randow noch immer in Gefahr?“

„Noch ein Anfall, wie vorhin, dann stirbt sie mir unter den Händen.“

Der Justizrat ließ sich sofort mit Thorstein verbinden. Aber wie er befürchtet hatte, es kam keine Antwort. Er war offenbar noch nicht zu Hause. Von einer halben Stunde zur andern wiederholte er seinen Versuch, immer vergeblich.

Achim war aus dem Hause des Justizrates gestürzt, wie wenn er verfolgt würde. Er legte sich keine Rechenschaft ab, was er vorhabe, ja er bildete sich ein, in der Tat nichts vorzubeden. Dennoch besann er sich keinen Augenblick über den Weg, den er einschlagen wollte, sondern schritt rüstig darauf los.

Eine Villa, in der fast die ganze Front erleuchtet war, schimmerte schon von weitem durch die nächtliche Dunkelheit. Auf sie hielt Thorstein, der nie hier draußen gewesen war, zu, in einer unbestimmten Ahnung, daß sie das Ziel sei, zu dem er halb unbewußt strebte. An einer Straßentkreuzung stellte er den Namen fest. Richtig! Das helle Haus war Ellen Randows Elternhaus.

Der junge Rechtsanwalt verlangsamte seinen Schritt. Jetzt erst fing er an, den Gedanken zu erwägen: Was wollte er hier? Er konnte doch nicht zu nachtschlafender Zeit in ein Haus dringen, das eine Schwerkrante barg! Unschlüssig wanderte er auf und ab. Oben hinter den Gardinen sah man Schatten sich hin- und herbewegen — das erweckte den Anschein von Unruhe. Ellen war vielleicht kränker geworden — wer weiß — möglicherweise — er mochte den Gedanken nicht zu Ende denken. Es zog und riß an seinem Herzen. Die Vorstellung, ihr so nahe zu sein, hatte etwas Beruhigendes und Qualendes zugleich. Wenn er hier Minuten verfaßte, die eine Ewigkeit nicht zurückzurufen vermochte!....

In seinem langsamen Auf- und Abgehen war er wieder fast vor der Haustür angelangt, als diese von innen geöffnet wurde. Thorstein sagte den Heraustretenden fest ins Auge.

„Gerhard!“ rief er erfreut und war mit großen Schritten dicht bei dem Leutnant.

„Achim — dich schickt der Himmel! Seit zwei Stunden setzen wir alle Hebel in Bewegung, um deiner habhaft zu werden! Hat der Justizrat —“

„Nein. Mich zog es her. Was macht Ellen?“

Gerhard Randow zögerte. „Sie ist sehr schwerkrank,“ sagte er traurig. „Der Sanitätsrat fürchtet, sie werde die Nacht nicht überleben. Deshalb wollten wir so gerne —“

„Mensch, so laß mich doch endlich ein,“ rief Achim heifer.

Wenige Augenblicke später stand er an Ellens Lager. Der Arzt hatte eine Vorbereitung der Kranken nicht für nötig befunden.

„Wir können ruhig alles auf die eine Karte setzen,“ sagte er, „wenn die Freude nicht hilft, hilft nichts mehr.“ Leise zog er die Tür hinter sich zu. Die Verlobten waren allein.

„Ellen,“ flüsterte Achim erschüttert, „kannst du mir vergeben?“

„Ich — dir?“ hauchte die Kranke, „was hätte ich dir zu vergeben? Aber du — verzeih mir, daß ich dir ver-schwieg — Vater wird dir erklären.“

„Nichts mehr davon, mein Liebling. Werde mir nur gesund, das andere ist alles gleichgültig.“ Er neigte sich auf ihre bleichen Hände und küßte sie voll tiefer Zärtlichkeit. Sie umfaßte seinen dunkeln Kopf und sah ihm in die Augen, die sie so sehr geliebt hatte.

„Nun sterbe ich gern,“ sagte sie träumerisch, „ist es nicht süß zu denken, daß alle Not ein Ende haben wird? Nur dich wollte ich noch sehen, dir sagen dürfen, daß ich nicht schlecht bin, wie die Menschen sagen und dich bitten können, ihnen nicht zu glauben.“

Seine Augen wurden feucht. Ihm war zumute, als ob ihm das Herz umgedreht würde. Er sank an ihrem Lager auf die Knie und flüsterte, ihre Hand immer in den seinen: „Ellen, an dir habe ich im Ernst nie gezweifelt, vielleicht tröstet es dich, das zu wissen.“

Ein seliges Lächeln verklärte ihr schmales Gesichtchen. „O Dank, Liebster, das Wort macht mich glücklich!“

Er küßte sie sanft und leise und bat: „Schlafe, Ellen, ich bleibe bei dir. Du mußt gesund werden, Liebling, hörst du?“

Sie lächelte leise. Das war sein herrlicher Ton, den sie über alles liebte. „Ich will mir Ruhe geben, mein hoher Herr!“

Ein Abglanz tiefen Glüdes breitete sich langsam über ihre abgehärmten Züge. Sie lag ganz still, seine Hand fest zwischen ihren beiden. Nach einer Weile sah er, daß sie schlief.

Leise kam der Sanitätsrat in das Zimmer geschlichen. Er neigte sich über die Kranke, prüfte den Puls und flüsterte endlich dem gespannt jede seiner Wienen verfolgendem Achim ins Ohr: „Wenn nicht alles trägt, haben wir sie über den Berg!“

Ein freudiges Aufleuchten seiner ernstesten Augen war der Dank. Und heißer Dank gegen Gott durchströmte seine Brust. Jeder seiner Gedanken wurde zum Gebet: Mit jedem Atemzug wollte er gut machen, was die Welt an Ellen gesündigt hatte!



Weihnachtsfrieden, komme vom Himmel.

Gott Mitleid deckt im Feindeslande die Nacht das Leid,
den Jammer zu,
Der Vater schläft am Baldessaume, der Kampf war hart,
kurz ist die Ruh,
Er sieht im Traum der Heimat Bilder, vergessen ist der
Trennungsschmerz — —
O Weihnachtsfrieden, komm vom Himmel und mache froh
das Vaterherz!

Am Lager kniet in dunkler Kammer das treue Weib, sein
Traum, sein Glück —
„Behüte ihn, mein Gott im Himmel und führe ihn gesund
zurück,
Noch einmal laß ihn wiederkehren, im Frieden wandern
heimatwärts — —“
O Weihnachtsfrieden, komm vom Himmel und mache froh
das Mutterherz!

Der Kleine dort im weichen Bettchen, wie friedlich er im
Traume lacht!

„Wie bist du weit von mir gegangen — —, mein Vater
sag mir Gutenacht!

Laß mich auf deinem Schoße sitzen und treibe mit mir
Spiel und Scherz — —“

O Weihnachtsfrieden, komm vom Himmel und mache froh
das Kinderherz!

Der Kleine schläft — —, es träumt die Mutter — —, der
Vater ruht am Baldessaum — —,

Vergessen sind nun alle Sorgen — — ein jeder sieht sein
Glück im Traum — —

Der Morgen kommt, die goldne Sonne, die Menschen
blicken himmelwärts,

Der Weihnachtsfrieden kommt vom Himmel, und fröhlich
ist das deutsche Herz!
C. Rambach.



Unsere Rätselecke

Silbenrätsel.

ef, us, ni, cö, il, hal, ne, ha,
sa, a, cel, tha, tul, re, bat, nois,
fax, ne, dow, bi, gen, a.

Zu suchen sind 11 dreißilbige
Wörter, die eine gemeinsame Mittel-
silbe haben, und deren Anfangs-
und Endsilben (aber in anderer
Reihenfolge) oben gegeben sind.
Die Anfangsbuchstaben der elf
Wörter sollen eine weihnachtliche, fest-
liche Zeit bezeichnen.

Wechsel-Rätsel.

Eine der Halbinseln ist, in Ästern Osten

zu finden. Wiederum Halbinsel ist, seht
man ein M für ein K.

Rätsel.

Ich bin ein Wörtchen leicht und klein,
Bestehend aus vier Zeichen;
Doch werd ich stets die Erste sein
In meines Kaisers Reichen.
Wer von Berlin nach Ofen fährt,
Wird unterwegs mich sehen,
Und wenn Natur und Kunst er ehrt,
An mir vorbei nicht gehen.
Tauscht man die beiden Zeichen um,
Die in der Mitte standen,
Wird jeder, den wir scheu und stumm
Im Leben sonst nur fanden,
Durch mich berecht, und froh erregt,
Hat noch in Schmach geendet.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben
aus voriger Nummer:

Schachaufgabe:

W. Kb1, La5, f7, Sf8, Tc4;
Schw. Kd6, Bf6.

1. La5—d2, Ke5. 2. Lf4+. —
1.., Ke7 2. Tc7+. — 1.., f5
2. Lb4+. —

Telegramm-Rätsel:

Zusammenbruch russischer Massenanstürme
(Katze, Susanne, Kammer, Knabe,
Frucht, Reuss, Rehm, Schwert, Ga-
masche, Stein, Abendstern, Kürbis,
Mode.)

Aufgabe:

Die gesuchten 3 Teile der Zahl 15 sind:
4, 8 und 3.

Kleeblatt-Rätsel:

Wer die 6 richtigen Wörter gefunden hat,
kann diese so ordnen, daß die Anfangs-
buchstaben einen berühmten Dichter nennen.
Eber, Ober, — Garten, Tanger, — Eller,
Heller. —

Garten, Ober, Eber, Tanger, Heller.
Eller. „Goethe“.

Verantwortlicher Schriftleiter: H. Pankow. Verlag und Druck des Christlichen Zeitschriftenvereins, Berlin SW. 68, Alte Jakobstr. 129.



Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Wer ein Leben hat gelebt,
Mag sich wohl verschließen;
Aus der Welt, die er begräbt,
Wird sein Himmel sprächen.

Näbert.

Nr 51.

Die Geflügelhaltung im Lichte der Zahlen.

Von Rudolf Steppes.

1.

Wenn wir in die land- und hauswirtschaftlichen Zeitungen einen Blick werfen, so finden wir hinsichtlich der Interessen der Geflügelhaltung und -zucht meist scharf gegenüberstehende Ansichten vertreten, finden die oft merkwürdigsten Meinungsverschiedenheiten überzeugend vorgetragen. Es handelt sich meiner Ansicht nach deshalb darum, auch der Statistik, die ja nach gewisser Richtung immerhin deutlich redet, mehr Beachtung zu schenken; dabei ist zu unterscheiden zwischen Geflügelzucht und Geflügelhaltung; zwischen Friedenszeit und Kriegszeit. Dies zu betonen scheint mir notwendig, denn wenn wir die Autoren gebrauchter Gegensätze über Rentabilitätsfragen beachten, so finden wir meistens, daß sich Züchter und Halter gegenüberstehen. Finden auch solche, die zwischen Krieg und Frieden nicht im richtigen Maße unterscheiden wollen. Hier soll hauptsächlich Beachtenswertes zur Geflügelhaltung gebracht werden.

In allererster Linie möchte ich darauf hinweisen, daß der Geflügelhalter keinen größeren Fehler begehen könnte, als sich wegen der Kriegszeit verleiten zu lassen, sein Federvieh an das Schlachtnesser zu liefern, die Hühnerhaltung aufzugeben. Vor allem könnte aber der Grund, dies zu tun, nicht der sein, daß man — wie dies allen Erstes geschah — sagen wollte, daß die Hühner auch das zur menschlichen Ernährung notwendige Getreide wegessen.

Die Hühnerhaltung, richtig gehandhabt, muß bei den gegebenen — sich regulierenden — Preisen für die Eier lohnend sein, wenn man dabei auch nicht reich wird; es ist aber nationale Pflicht, auch in diesem Falle durchzuhalten; wenn man wirklich an Geld einbüßen sollte, dann mag die Auflassung der Hühnerhaltung angezeigt sein; dazu muß aber der Rechenstift und zwar richtig in die Hand genommen werden, um zu sehen, wie es damit steht. Der Fall wird in Wahrheit viel seltener sein, als selbst von jenen geglaubt wird, die aus „Erfahrung“ sprechen. Denn keines unserer Vögel verwerdet sein Futter in bezug auf Umsatz der Nährwerte so tadellos, wie das Huhn: 20 aufgezogene Hühner benötigen zum Futter, das sie sich selber suchen und zum nötigsten Weichfutter aus Kartoffeln und Rüben in kleineren Mengen etwa 2 Zentner Körnerfutter —

Gerste besonders —, dabei liefern sie $20 \times 100 = 2000$ Eier, was in Gewicht ausgedrückt, ungefähr 120 Kilogramm bedeutet, in Nährwerten ausgedrückt, rund 59 Kilogramm. Füttern wir z. B. die noch dazu als raschwüchsig bekannten Schweine auch wieder neben dem Beisfutter mit der gleichen Menge Gerste — 100 Kilogramm —, so erzielt man an Fleisch 50 Kilogramm, an Nährwert rund 17 Kilogramm, so daß also rund dreimal so viel an Nährwertwirkung bei den Hühnern erzielt werden kann als beim Schweine. Dies sind doch sprechende Zahlen.*)

Wenn nun auch gegenwärtig Körnerfutter, das sich ganz nie erzielen läßt, sündteuer ist — aber auch die gezahlten Erpreise sind andere wie sonst —, so geht doch aus angeführten Zahlen hervor, daß die Geflügelhaltung lohnend sein muß, jedenfalls keineswegs als das notwendige Übel angesehen werden muß, wie dies in gewissen Wirtschaften hinsichtlich der Großviehhaltung tatsächlich sein kann. Und selbst, wenn nichts profitiert werden sollte; wie würde es aussehen, wenn die 80 Prozent bäuerlicher Landwirte und Kleinviethalter, in deren Händen nach der Statistik zurzeit die Geflügelhaltung steht, womöglich sogar ihre im Haushalt gebrauchten Eier zu kaufen müßten, weil die Haltung wegen des Nichtgewinnes aufgegeben wird? Das gegenwärtige Erzeugungsverhältnis zum Einfuhrverhältnis — d. h. momentan bekommen wir ja kein Ei fast vom Auslande —, nämlich von 60 Prozent Inlandsproduktion zu 40 Prozent Auslandsbezug würde auf nur wenige Prozent herunterrücken. Bei dieser Gelegenheit mag, um das Zahlenbild zu vervollständigen, erwähnt sein, daß wir, da von den 40 Prozent Auslandsiern — hauptsächlich aus Rußland — nichts hereinkommt, gegenwärtig statt zwei Eiern nicht ganz eins essen dürfen, die schon eingetretene Verminderung der Hühnerhaltung eingerechnet. Immerhin möchte ich mit Alfred Beed, Halle sagen:**) „Es ist hoch erfreulich, daß der Krieg unserer Geflügelzucht keine tieferen Wunden geschlagen hat.“ Um so notwendiger scheint mir aber, darauf hinzuweisen, daß die ewigen Stimmen mit ihrem „Unrentabel“ denn doch nicht ganz recht haben.

*) D. B.-G. Zeitschrift. Stüd 8. 116, S. 112 („Junggeflügelzucht 1916“); Verfasser Beed-Halle-Trollwitz.

**) Der Rückgang der Geflügelhaltung darf mit 12 Prozent angeschlagen werden.

In Geldwert umgerechnet — selbstverständlich brauchen wir Schweine und Schweinemast auch: selbstverständlich müßten andere Betriebszweige der Landwirtschaft leiden, wollte man mit den geringfügigen Worten Ernst machen: „wir könnten uns von der Eiereinfuhr unabhängig machen, diese 40 Prozent selber noch produzieren!“ — übertrifft gleichfalls die Geflügelhaltung die Schweinemast, es müßte denn sein, daß man Gelegenheit hat, schon die Ferkel und Läufer Schweine auf billigste Weide oder gute Waldweide schicken zu können.

Der Raum gestattet nicht, hier einige der vielen bekannten Beispiele von Ertragsberechnungen zu bringen, die selbst bei primitiven, kleinen Wirtschaften günstig ausfielen. Interessant aber, das sei erwähnt, ist ein Vergleich dieser Berechnungen mit gegenwärtig gebrachten Kosten bzw. Reinertragsberechnungen nach jetzigen Preisen; es zeigt sich, daß fast ein ganz normales Verhältnis besteht.

Die Gründe, die eine Hühnerhaltung unrentabel machen können, dürften dreifache sein: erstens sind bei gewinnbringender Haltung neben Sommerlegern auch Winterleger, beide in nicht zu großer Zahl, zu halten; zweitens müssen die Geflügelbestände stets jung genug sein; drittens müssen die Bruten stets so früh als möglich auskriechen.

Auch hier kann in Zahlen gesprochen werden. Die Frau eines früheren Vorgesetzten hatte an die 400 Hühner, prachtvolle Wyandottes, die nicht rentierten; auf Rat wurde der Bestand auf 200 heruntergesetzt und schon ein kleiner Reingewinn; auf meinen Rat wurden schließlich nur ca. 100 der schwereren Rasse und ebenso viele leichte Italiener — m. E. übrigens auch noch zu viel Hühner, jedoch „waren ja die Stallungen da“ — gehalten, und nun war ein erfreulicher Reingewinn nachzuweisen. Es ist ein großer Fehler, zu glauben, daß Hühnerhaltungen im Großen entsprechend rentieren müßten. So, wie die Zahl in bäuerlichen Betrieben zu sein pflegt, ist es gerade recht. Reich kann m. E. bei Hühnerhaltung überhaupt niemand werden, nur einen guten, gerade im bäuerlichen Betriebe willkommenen Nebenverdienst wird man erzielen können. Und nachdem gegenwärtig die Frage der Invalidentfürsorge obensteht, kann auf diesen Umstand nicht deutlich genug hingewiesen werden. Man wird bei alleiniger Hühnerhaltung — auch erweiterter; im Gegenteil! — niemals eine Existenz finden

können; bei Hühnerzucht und Hühnerhaltung nur unter besonders günstigen Bedingungen, große Fachkenntnis und Erfahrungen vorausgesetzt.

Es ist also ein bescheidener Stamm leichter Sommerleger zu halten; und in dieser Hinsicht sind gute Landhühner, wie wir sie allerdings nicht zu häufig finden, oder die so fleißigen Futterfucher, die rebhuhnfarbigen Italiener, besonders zu empfehlen; nebenher ist ein bescheidener Stamm schwerer Hühner oder Winterleger zu halten, wie Rhode-Islander, Plymouth-Rocks oder Orpingtons oder Wyandottes. Die Eier ersterer, der Sommerleger, müssen spätestens Ende April schlüpfen, die Eier letzterer aber sollen schon Mitte März dem Ausschlüpfen nahekommen. Dabei wird man die Brutzeit der schweren Rasse den frühblutflüchtigen leichten Rassen und umgekehrt unterlegen können.

Die Thurgauische landwirtschaftliche Schule Arenenberg — Direktor Mühlbach, früher Zinnenstadt in Algäu — arbeitete in ihrer Geflügelzuchtstation bei erwähnten Rassen mit folgenden Ergebnissen: *Plymouth-Rocks*: fogen. Fleischrasse, aber raschwüchsig und maffähig, besonders daher für Züchtung geeignet; die Hühner gute Schlachtware gebend; Legekraft befriedigend: pro Henne im Durchschnitt 101 Eier im Gesamtgewicht von 5,858 Kilogr. oder Eigewicht von 58 Gr. Anspruchslos auf etwa besonders großen Weidenplätzen, schlüpfen aber nicht so leicht und befiedern sich ziemlich spät (Empfindlichkeit). *Rebhuhnfarbige Italiener*: 120 Eier mit 55,5 Gramm Eigewicht, 6566 Kilogr. Gesamtgewicht. Gute Sucherinnen, besonders aber, wenn der Auslauf groß ist; für häuslichen Betrieb als lohnendste Rasse zu empfehlen. (Ebenso werden dort noch Bekingenten gehalten.)

Kann man sich zur Haltung zweier Rassenstämme nicht entschließen, so dürfte die Haltung von Kreuzungsstämmen zu empfehlen sein. Es sind jedoch nie leichte und schwere Rassen zu kreuzen, sondern immer nur leichte mit leichten und schwere mit schweren. Bewährt haben sich die schweren Faverolles — Orpingtons, d. h. reindrassige Faverolleshähne und Kreuzungshennen aus genannter Kreuzung. Solche Kreuzungen haben nämlich den Vorteil, daß sie erhöht leisten, daß die Küden sich leichter aufziehen lassen und sie schnellwüchsig sind als Rasselküden. Margarethe Preuß erwähnt in der D. L. Pr. (Nr. 21) folgende Ergebnisse: September 1915 wurden einige Gluden auf Kreuzungseier gesetzt, die Küden schlüpften am 2. Oktober und trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit gingen von den 63 für Weihnachtsmaffküden bestimmte Tiere nur 12 ein. Sie wogen vor dem Schlachten 1² Pfund, sieben bis 7. Januar aufbewahrte, getupft und gesäubert zusammen 11 Pfund. Was die Haltung von Legehühnern betrifft, so wird angeführt: Einige Hennen haben es auf über 200 Eier gebracht, nämlich: 231, 214, 209, dann 199, zweimal 197, 191 usw.; im Durchschnitt haben diese Kreuzungshühner im Jahre 1915 138 Eier gelegt, und in diesem Jahre sind sie und ihre Töchter ebenso fleißig, ein junges Hühnchen z. B. legte im Januar 31 Eier!

Saatgut.

Wichtigkeit guten Saatgutes. Für die Entwicklung der zukünftigen Pflanze ist zunächst die Größe und Schwere des Saatkornes bestimmend. Doch ist bei Sortierung des Saatgutes auf das Gewicht der Körner mehr Wert zu legen als auf deren Größe. Nicht immer sind die größten Körner auch die schwersten; sie sind grob, fälig und von lockerem Gefüge. Das schwere Korn enthält die Reservestoffe, welche zur ersten und kräftigen Ernährung des Keimlings notwendig sind, in ausreichender Menge, weil es dicht und kompakt ist. Je größer und schwerer das Saatkorn ist, desto kräftiger und lebensfähiger werden die

Keimpflanzen, desto besser wird auch deren Entwicklung sein, weil ihnen die notwendige Menge von Nährstoffen eher zur Verfügung steht als in kleineren Körnern. Nun ist aber bekannt, daß kräftige Pflanzen bei ungenügenden Boden- und Witterungsverhältnissen widerstandsfähiger sind als Schwächlinge. Schädigungen tierischer und pflanzlicher Schädlinge, Einwirkungen des Frostes und dergleichen werden von ihnen leichter überstanden. Kurz, je schwerer das Saatkorn ist, desto ergiebiger, desto schnellwüchsig, desto widerstandsfähiger und sicherer im Ertrage wird die daraus erwachsende Pflanze. Zur Gewinnung der schwersten Körner aus dem Getreide kann die verschiedenen Methoden angewendet werden. Dazu dienen 1. im kleinen das Werfen des Getreides mit der Wurfschaufel, 2. die Reinigung des Getreides mit der Windsege und Getreidereinigungsmaschine und 3. im Großbetrieb die Anwendung der Getreidezentrifugen. Daß die Unkrautsamen und die halben Körner, welche im Getreide sich befinden, durch Trieurs zu entfernen, Krankheitskeime, wie Brandsporen, zu vernichten sind, ist ja wohl selbstverständlich. Im modernen Landwirtschaftsbetriebe macht man an das Saatgut noch eine andere Forderung, man verwendet nur hochgezüchtetes Saatgut. Darüber ist man sich ja wohl klar, daß hochgezüchtete Sorten bedeutend höhere Erträge liefern als abgebaute Landsorten. Solche neue, gute Züchtungen sind erprobt auf ihre Ertragsfähigkeit, Qualität, Widerstandsfähigkeit gegen tierische und pflanzliche Schädlinge, Witterungseinflüsse usw. Freilich ist nicht alles Gold was glänzt, und es ist nicht jede Neuzüchtung gut, wenn sie auch noch so markt-schreierisch angepriesen wird. Unter den angebotenen Sorten befindet sich nur eine beschränkte Zahl wirklich wertvoller Züchtungen, und man hat die Erfahrung gemacht, daß gerade die bedeutungslosesten Züchtungen mit der größten Reklame vertrieben werden. Unter den vielen Sorten die richtige Sorte zu treffen, ist schwierig, und hat dabei große Ver-sicht obzuwalten, will nicht das gute Geld für schlechte Ware zum Fenster hinausgeworfen werden. Die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, die deutsche Kartoffelkulturstation, die landwirtschaftlichen Akademien und Versuchstationen haben durch systematische Prüfungen viele Neuzüchtungen auf ihren wirklichen Wert untersucht. Das Resultat dieser Feststellungen ist höchst interessant. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist gutes Saatgut auch für die Sommerfrucht, die bei ihrer schnellen Entwicklung besonders diffizil ist. Man sorge beim Dreschen daher für allerbestes Saatgut. Daß unsere diesjährige schlechte Kartoffelernte zum großen Teil auf schlechtes Saatgut zurückzuführen ist, sei nur nebenbei erwähnt.

Bodenkultur.

Wie verbessert Kalk den Boden. Der Kalk bringt Leben in den Boden und macht ihn gesund, so kann man kurz und ins Deutsche die fremden Ausdrücke physikalischer und chemischer Eigenschaften des Kalkes übersetzen. Der Kalk macht den Boden loderer, offener, tätiger, wärmer, befördert alle Zerlegungsvorgänge, begünstigt die Zersetzung der Stoppelreste, des Stalldüngers, des Humus, beschleunigt die Verwitterung der unzerstörten Gesteinskrümmer, bündigt die unseren Auf-pflanzen schädlichen Eisenverbindungen. Hierdurch ist es erklärlich, daß er auf allen lehmigen oder tonigen oder leicht zusammenschlemmen-den, sich verschleißenden Bodenarten in hervorragender Weise günstig wirken muß, während es wohl vorkommen kann, daß er auf Boden, welcher schon sehr loder, sehr offentätig, warm ist, gelegentlich eine ungünstige Wirkung ausübt. Daraus, daß solcher Boden, welcher zu manchen Zeiten ohnehin schon zum sogenannten Ausbrennen geneigt ist, durch Kalk noch tätiger, hitziger gemacht wird, sind die einzelnen ungünstigen Fälle, welche zu

Klagen Veranlassung gegeben haben, zu erklären. Es ist die auf Bodenarten von sandiger Beschaffenheit oder mit tiefem Untergrunde zu stark beförderte Austrocknung und Tätigkeit, welche man manchmal zu fürchten hat, auf solchem Boden, aber auch nur auf solchem, ist feinerdiger, leicht zerfallender Mergel dem gebrannten Kalle vorzuziehen.

Stallung.

Torf-mull gegen Jauche-verluste. Im Kriege ist auch die Jauche von ganz besonderem Werte und muß jeder Verlust vermieden werden. Am besten ist es, wenn schon im Stall möglichst viel von der sich in den Jaucherrinnen sammelnden Jauche auf geeignete Weise zurückgehalten wird. Im Tiefstall, wie man ihn namentlich im Gebiete Niedersachsens und so auch in der Provinz Hannover häufig antrifft, sind überhaupt keine Jaucherrinnen angebracht, da die Jauche in diesem Falle ganz von der reichlich eingebrachten Streu aufgenommen wird. Wo es sich aber um Ställe handelt, aus denen der Dünger jeden Tag entfernt wird, also um Flachställe, da geht leicht Jauche verloren. Durch Anlage einer dichten Jauchegrube, die alle abfließende Jauche aufnimmt, wird bei Einrichtung von Flachställen noch am ehesten etwaigen Verlusten vorgebaut. Die Jauche verliert aber auch in der Jauchegrube bei längerer Aufbewahrung an Wert. Immerhin ist es aber um die Düngerviirtschaft in solchen Betrieben, wo die aus dem Stalle fließende Jauche in einer Jauchegrube aufgefangen wird, sehr viel besser bestellt als dort, wo sich die aus dem Stall kommende Jauche ihre eigenen Wege sucht, im Boden versickert, auf dem Hofe sich sammelt oder in den Dorfbach oder gar in die Brunnen ergießt. Wo die Jauche derart schlecht zusammengehalten wird, da treibt der Wirtschaftler eine große, unverzeihliche Verschwendung. Das beste ist, wenn auch bei Vorhandensein einer Jauchegrube, eine möglichst große Menge der Jauche im Stall durch geeignete Mittel festgehalten wird. Nach vielfach gemachten Erfahrungen ist zu diesem Zwecke in erster Linie ganz trockener Torfmull zu empfehlen, der in die hinter den Viehbeständen hinziehenden Rinnen gestreut wird. Wenn sich der Torfmull ganz voll-gesogen hat, dann wird er auf den Düngerhaufen gebracht und dort möglichst gleichmäßig ausgestreut. Zugleich wird die Torfmulleinlage in den Jaucherrinnen erneuert. Der Torfmull, der zu dieser Verwendung bestimmt ist und wovon stets etwas Vorrat in der Wirtschaft vorhanden sein soll, muß aber an einem ganz trockenen und regengeschützten Orte aufbewahrt werden. Torfmull kann fast durch jede Düngemittelhandlung und durch jeden landwirtschaftlichen Konsumverein bezogen werden. Es gibt heute schon viele Wirtschaften, wo durch Einstreuen von Torfmull in die Jaucherrinnen der größte Teil der Jauche vor dem Abfließen aus dem Stall zurückgehalten und mit dem Torfmull dann in der denkbar besten Weise dem Dünger einverleibt wird.

Milchwirtschaft.

Das Milcheiweiß oder Albumin gehört zu den wertvollsten Bestandteilen der Milch, und ist es gerade der Bestandteil, welcher auch die Magermilch so wertvoll macht. Es enthält ungefähr 15,77 Proz. Stickstoff und ist in der Milch in gelöstem Zustande vorhanden. In der Durchschnittsmilch sind etwa 0,6 Proz. Albumin, in der ersten oder Kolostrummilch, steigt diese Menge bis auf 16 Proz. Es ist dieses ein Hinweis darauf, daß diese Milch in allererster Linie für das Kalb bestimmt ist und durch nichts in gleicher Güte ersetzt werden kann. Es gerinnt schon bei 70 Grad Celsius, daher kocht die erste Milch sich auch nicht, sondern sie bildet Klumpen. Die Kochprobe darf somit auch als Kennmittel dienen, wann die Milch gekalteter Kühe für den menschlichen Genuß brauchbar geworden ist.

Verschiebe nichts, mein säumig Herz,
Auf eine bessere Zeit!
Auf Zeitverlust folgt Reu' und Schmerz,
Auf Trägheit Traurigkeit.

Für die Hausfrau.

Das Leben und der Tod
Sind unnahbar nach gesch'ner Tat;
Was man verschüttet in bösem Wesen
Ist dann nicht wieder aufzufassen.

Das Reich muß uns doch bleiben.

26

In deutsches Dorf weit im Galizierland.
Die Kirche steht mit klastertiefen Mauern.
Einst bauten sie mit Lieb' und fester Hand
— vor zwei Jahrhunderten — die Schwaben-
bauern. —

Heut ist es Sonntag und, die Sonne lacht
und spielt den Frau'n auf Hauben und auf
Tüchern;

die Männer tragen auch Altvätertracht,
und alles singt aus den vergilbten Büchern.
Der greise Kantor läßt die Orgel dröhnen.
Die Bauern singen tief mit rauhen Kehlen,
und hell die Frau'n- und Mädchenstimmen
tönen.

„Ein' feste Burg“ schwebt sieghaft aus den
Seelen.

„Ein' feste Burg“ . . . Die alten Quadern
klingen. —

Im Dorf am Kirchplatz sitzen deutsche Brüder,
Verwundete. Sie hör'n das heil'ge Singen
und singen mit das trügigste der Lieder.
Und Tür und Mauer stehn nicht trennend mehr,
ist alles eine Seele und ein Chor.
und mächtig braust und feierlich und hehr
der alte Glaubenschoral empor.

Da schall'n von Marschkolonnen Eisenschritte,
sind Siebenbürger, ziehen in die Schlacht.
Nun braust es auch empor aus ihrer Mitte,
und alle pakt des Liedes Wundermacht. —
Kommando Halt! Ein Rud. Die Krieger stehn.
Aufrollt die Fahne in dem lichten Scheine.
O Trugliedsingen und der Fahne Wehn!
Und mächt'ger singt die feltame Gemeinde.
Das ist ein Glauben und ein Trugen fahn,
ein Trugen gegen aller Feinde treiben!
Das tauscht und braust: „Sie haben's kein
Gewinn!

Das Reich muß uns doch bleiben!“

Reinhold Braun.

Die Ansprüche der Notleidenden an uns.

Von Ada Berger.

Es unterliegt keiner Frage, daß die Not-
leidenden Anspruch auf unsere werttätige Liebe
haben. Dürfen wir die in gesicherten Ver-
hältnissen Lebenden niemals vergessen, unserer
tiefgefühlten Dankbarkeit für alles Gute da-
durch den besten Ausdruck zu verleihen, daß
wir uns der Minderbegünstigten annehmen;
so sollen wir uns ihrer in noch ganz besonderem
Maße während dieser argen Kriegsjahre und
besonders zur Weihnachtszeit erinnern. Unsere
Herzen sollen weich und arm werden, daß ihre
Eindigkeit dem Nächsten offenbar sei. Ein
sanfter Friedenshauch soll unser Haus durch-
ziehen und alle Härte und Kälte fortnehmen.
Die in uns wohnende Freundlichkeit soll sich
nach außen hin durch ein freundliches Wesen
kund tun. Der Freudengeist läßt es nicht zu,
daß wir selbstsüchtig sind. Wir müssen, im
Gegenteil, andere an unserer Lust teilnehmen
lassen, um verdoppelten Genuß zu haben.
Wir wünschen unsere Nächstenliebe durch
reiche Gaben zu beweisen. Unser Sinn soll
sich im Dienen und in der Selbstüberwindung
üben. Wir wollen Opfer bringen, indem wir
nicht soviel nur geben, wie wir ohne irgend

eine Entbehrung geben können, sondern indem
wir uns etwas wirklich entziehen, um andern
damit zu helfen. Wir opfern uns auch selbst,
wenn wir nicht allein mit Hab und Gut,
sondern mit unserm Körper und Geist für die
gute Sache eintreten, und so soll es sein. Um
für die Notleidenden Ersprießliches zu leisten,
bedarf es der Einsicht in die jeweiligen Ver-
hältnisse. Es gibt zwei Arten von Armen, die
verschämten und auch leider die unverschämten,
und wir müssen durchaus darnach trachten,
unsere Menschenkenntnis auf diesem Gebiete
zu erweitern, um dann richtig vorzugehen.
Die verschämten Armen sind meistens aus
besseren Verhältnissen und durch irgendwelche
Umstände, schuldiger oder auch unschuldiger
Weise in Not geraten. Sie scheuen sich, öffent-
lich auch nur ein einziges Wort über ihre
Armut zu reden, sind feinfühlig und empfind-
lich. Es bedarf großen Tactes, hier den Wohl-
täter zu spielen. Gar leicht ist das wunde Herz
des Notleidenden verletzt. Das gutgemeinte
Vorgehen wird ganz anders aufgefaßt, und da
kommt es manchmal vor, daß der Arme sein
Elend nun erst recht bedrückend und peinlich
empfindet, weil eine fremde Hand ungewollt
zu schatz zusäht, und ein fremder Mund das
geheimgehaltene Leid offenbart. Nur großes
Bartgefühl wird hier den Weg zur Herzens-
tür finden. Dann aber tut sie sich dem gütigen
Spender weit auf, und er wird seine Seele
an dem Ausdruck innigster Dankbarkeit er-
quiden. Ganz anders ist es mit den unver-
schämten Armen, die man in allen Kreisen
findet, und deren man sich recht schwer er-
wehren kann. In dreifacher Zuversicht betreten
sie die fremdesten Häuser, um sich eine Unter-
stützung zu erbitten. Fällt sie nach ihrer
Meinung nicht groß genug aus, so können sie
recht unangenehm werden, so daß endlich
nichts weiter übrig bleibt, als ihnen die Tür
zu weisen. Oder sie treten bescheiden auf,
sehn aber ungerufen immer wieder, um
Gaben bittend, zurück. Sie können zur wirk-
lichen Plage werden und auch dem freudigsten
Geber das Schenken verleiden.

Hauswirtschaft.

Das Ausbessern der Wäsche. Dies muß
eine geschickte Näherin so sauber zu machen
verstehen, daß es kaum zu bemerken ist. Dünne
Stellen sollte man mit Zwirn durchziehen,
dann halten sie noch eine Zeit lang. Soll ein
Stück eingeseht werden, so sollte es womög-
lich aus derselben Leinwand geschehen. Hier-
bei heftet man das aufzusehende Stück auf,
schlägt es rings herum an und näht es mit
Nachtischen fest. Alsdann wendet man das
Gewebe auf der rechten Seite um, schneidet
das Schadhafte heraus und näht es so wie
eine doppelte Naht. Bei Bettüchern macht
man es ebenso; die Gewohnheit, das Zerissene
auszuschneiden und das Dünne darin zu lassen,
ist tadelnswert. Bei kleinen Schäden, die man
auf obige Art ausbessert, kann man auch statt
dessen Stücke einsetzen, wenn man das Schad-
hafte viereckig ausschneidet und säumt und
das einzusehende Stück auch säumt, worauf
man beide Säume auf der linken Seite über-
wiegendlich zusammennäht.

**Gelb gewordenen Wollflanell wieder
weiß zu machen.** Durch längeres Lagern
nimmt der Flanell eine gelbliche Farbe an, wo-
durch er unansehnlich und, als neue Ware an Ver-
kaufswert verliert. Um dem Flanell seine
frühere schöne weiße Farbe wieder zu geben,
läßt man denselben in einer verdünnten Auf-
lösung von saurem, schwefligsaurem Natron
(nicht schwefelsaurem Natron oder Glaubersalz!) eine Stunde weichen, setzt hierauf ver-
dünnte Salzsäure unter Umrühren zu, (auf
1 Liter Wasser 20 Gramm) bedeckt das Gefäß

und läßt es 15 Minuten ruhig stehen. Nach-
dem man den Flanell gut ausgespült hat,
läßt man denselben trocknen und erhält eine
Ware, welche von der neuen nicht zu unter-
schieden ist.

Kitt für gesprungene Herdplatten. Eisen-
seile 20, Hammer Schlag 12, gebrannter Gyps
30, Kochsalz 10. Das trockne bereite Ge-
menge wird mit so viel Tierblut angemacht,
daß ein steifer Brei entsteht, welcher sogleich
verwendet werden muß. Anstatt des Blutes
läßt sich auch Wasserglas anwenden, und der
mit Wasserglas bereitete Kitt hat vor jenem,
welcher mit Blut gemacht wurde, den Vorzug,
daß er auch bei stärkerem Erhitzen geruchlos
bleibt, während der Bluttitt einen unange-
nehmen Geruch verbreitet.

Gemeinnütziges.

**Um Goldschrift von hohem Glanz auf
Glas herzustellen,** wird die mit Kreide und
Weingeist wohl gereinigte Glasstafel mit einer
heißen Auflösung von 2 1/4 Gramm Gelatine
in einem halben Liter reinem Regenwasser
überstrichen und darauf Blattgold aufgetragen.
Ist diese Vergoldung trocken, so wird ein
zweiter Anstrich mit derselben Lösung auf-
getragen und ein zweites Goldblatt aufgelegt.
Auf die sonach getrocknete Vergoldung wird
die Schrift verkehrt mit Asphaltfirnis auf-
geschrieben. Ist derselbe nach einigen Stunden
trocken, so wird die überflüssige Vergoldung
abgewaschen und die stehengebliebene Schrift
mit einer guten Oelfarbe gedeckt.

**Um Steinarbeiten in kleinem Maßstabe
auszubessern** z. B. marmorne Kaminöfen,
die Eden von Herdsteinen oder die Ränder
von Treppentritten, ist ein Zement sehr gut,
der in dieser Weise bereitet wird, daß man
20 Teile gut gewaschenen und gesiebten Sand
mit 2 Teilen Bleiglätte und 1 Teil feischge-
brannten und gelbem Leinöl in einem
feinen, trockenen Pulver miteinander ver-
mischt. Dieser Kitt wird angewendet, um
die fehlenden Teile zu ersetzen; er wird in
einigen Stunden fest und hat das Aussehen
eines hellen Steines. Bei Steinen von dunkler
Farbe kann die ausgebesserte Stelle ent-
sprechend angestrichen werden.

Wachstuch zu reinigen. Man wäscht es
mit Quillayarindenwasser und spült mit reinem
Wasser nach. Besonders schmutzige Stellen
reintigt man mit einem Wollappen, der mit
Petroleum oder Terpentinöl befeuchtet ist.

**Um Marmor, welcher durch Abtropfen
aus Ofenröhren verunreinigt ist, zu säubern,**
trägt man eine ziemlich dicke Schicht gepulverte
französische Kreide, tüchtig mit Benzin be-
feuchtet, auf und bedeckt dieselbe, um das
Verdunsten des Benzins zu verhüten. Nach
6 Stunden wird die Schicht erneuert und
damit fortgefahren, bis die Flecken verschwun-
den sind. Hüft Benzin nicht, so nehme man
Chloroform. Säuren dürfen dabei nicht ver-
wendet werden.

**Schwärze zum Zeichnen der Risten, welche
auch gegen Regen sehr widerstandsfähig ist,**
wird hergestellt aus gleichen Teilen Borax
und Schellack, diese Mischung wird zusammen-
gekocht und genügend mit Ruß versetzt. Auch
eine Lösung aus 10 Teilen arabischem Gummi,
1 Teil Soda und 1 Teil Glycerin mit ca. 40
Teilen Wasser und dem erforderlichen Ruß
gibt eine schöne, haltbare Signirpasta, die
billig ist und den Vorteil hat, daß die Buch-
staben etwas Glanz bekommen.

Flecken von Walnüssen entfernen man von
den Händen, wenn man die dünnen Häutchen
von den Rußkernen im Wasser ziehen läßt
und sich mit dieser Flüssigkeit die Hände
wäscht. Die braune Farbe verschwindet sofort.

War der Sommer nicht gekommen,
Schäfer, jubelnd in das Land?
Wohlschick hat er längst genommen —
Alles ruht in Winters Hand!

Wald und Feld.

Welche nicht! Der Song kommt wieder,
Wenn die Blumen rings erstehn;
Und vom Himmel klingt dann nieder
Laut das Wortlein: Wiedersehn!

Die Bekämpfung des wilden Kaninchens.

Von H. Offermann.

Im Wildstande wird wohl kaum ein größerer Schädling für die Land- und Forstwirtschaft zu finden sein, wie das wilde Kaninchen. Selbst das als Erzverwüster der Felder bekannte Wildschwein dürfte in dieser Beziehung das Wildkaninchen kaum übertreffen. In der jetzigen Kriegszeit, wo es gilt, alles zum Wohle und zum endgültigen Siege des Vaterlandes einzusetzen, darf die Bekämpfung dieses schädlichen Ragers nicht unterbleiben. Sehr viele Mittel sind schon teils mit und teils ohne Erfolg hierbei angewandt worden. Wohl die besten Ergebnisse hat das Vergiften gezeigt. Ich kann mich jedoch nicht zur Anwendung dieses Vertilgungsmittels entschließen, und es gibt wohl sehr viele, die gleicher Ansicht in diesem Punkte sind, da hierbei das für die Volksernährung so notwendige Fleisch dem menschlichen Genuß entzogen wird. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Hunde und andere Haustiere durch die Anwendung des Giftes bei der Kaninchenvertilgung eingehen können, oder doch nicht selten schweren Schaden leiden.

Das Fangen der Kaninchen in Tellereisen, Kastenfallen oder auch in Fanggruben ist wohl zu empfehlen, doch möchte ich, um den Tieren das unnötige Quälen zu ersparen, zuletzt zu Tellereisen greifen. Die Fallen sind auf Rassen einige Meter vor dem Bau zu legen. Das Revibrieren derselben hat jeden Morgen und wenn möglich auch spät nachmittags auf einmal zu erfolgen. Das Verwittern der Fallen ist nicht von besonderer Wichtigkeit, dafür müssen dieselben aber sorgfältig verdeckt (verbildet) werden. Kasten- und Röhrenfallen haben sich zum Fange der Kaninchen nicht bewährt, weil die vollständige Verdeckung bei diesem ausgeschlossen ist.

Das altbekannte Frettieren dürfte wohl zu den besten Bekämpfungsmitteln zu rechnen sein. Gute Fangergebnisse sind dabei bei richtiger Handhabung festgestellt, und ist das Fleisch der frettierten und in Fallen gefangener Kaninchen genießbar. Eine vollständige Ausrottung wird aber auf diese Weise nicht erreicht werden, jedoch sind die kleinen Rager auf diese Weise ganz bedeutend zu reduzieren.

Um auf Treibjagden dem Kaninchen gehörig zu Leibe rücken zu können, sind die Baue einige Tage vorher mit Pixolpulver zu verstäuben. Die so behandelten Baue werden etwa 8 Tage von den kleinen Ragern gemieden. Die im Bau befindlichen Tiere verbleiben darin bis sie vom Hunger genötigt, zur Aufnahme der Nahrung herauskommen. Daher ist das Verstäuben immer einige Tage vor der Treibjagd vorzunehmen. Auch hat sich Schachts Pixolpulver sehr gut gegen Kaninchen- und Wildverbiss überhaupt bewährt. Die zu schützenden Pflanzen sind mit diesem Mittel nachdem es mit Wasser zu einem dünnflüssigen Brei verrührt worden ist, zu bestreichen.

Dieser Anstrich hält in geschützten Lagen etwa ein halbes Jahr und soll dann wieder erneuert werden. Wird diese Maßregel erachtet, so braucht nicht zum Schaden der Allgemeinheit das Vergiften angewandt zu werden und nachdrückliche Verfolgung mit der Flinte, dem Frettchen und wenn nötig mit den Fallen bringen nach und nach den gewünschten Erfolg. Auch ist der Erlös für die auf diese Weise erbeuteten Kaninchen nicht zu verachten.

Etwas vom Eichelhäher. Von diesem Vogel gilt das Wort: schön im Gefieder, aber häßlich im Charakter. Seine Nahrung ist gleich der seiner Verwandten, der Raben, Krähen und Elstern. Wie diese, frisst er auch gerne junge Vögelchen; daß er aber auch Frösche annimmt, ist nicht überall bekannt. Neulich konnte ich aber mit Sicherheit beobachten, wie ein Mitglied dieser Sippschaft einen kleinen Grasfrosch verschlang. Ich saß in einem dichten Busche an einer ziemlich feuchten Wiese und wartete auf den Bod, der aber nicht kommen wollte. Vor mir im feuchten Grase bewegten sich mehrere Frösche, kleine und große. Aus dem nahen Unterholze kam ein Häher, der sich dicht vor mir zu schaffen machte und nach längerem Treiben dorthin einen kleinen Grasfrosch packte, denselben darauf heftig hin und her schleuderte und sich anschickte, denselben zu verschlucken. Der Bissen war ihm etwas groß, weshalb er wiederholt sich bemühte, denselben in Stücke zu zerreißen; auch das gelang nicht, darum immer wieder das Hin- und Herschleudern. Endlich packte er energisch den Frosch und würgte ihn mit vieler Mühe hinunter. Offenbar hat ihm das schwer gehalten; denn nach der Arbeit blieb er unbeweglich einige Minuten im Grase, wenige Schritte von mir weg, sitzen und rührte sich nicht. Dann empfahl er sich. Rot war es gewiß nicht, was den Häher zum Verschlingen eines Frosches veranlaßte, denn dazu war überall um ihn seine bekannte Nahrung in Hülle und Fülle; also muß er wohl die Froschnahrung aus Gewohnheit zu sich genommen haben, mir ist diese Gewohnheit nicht bekannt.

Mutationsperiode beim Bussard. In den Revieren, die mir zur Verfügung stehen, horsteten heuer mehrere Bussarde. Ende August waren die Jungen fast schon so groß, wie die Alten. Einer davon hatte zufällig — ohne daß ich blattete — über mir auf; ich war gut gedeckt, und so konnte ich den Burschen längere Zeit beobachten. Vor allem schrie er aus Leibeskräften. Das Eigenartige war nun, daß jedesmal, wenn der Schrei, d. h. der Laut die höchste Stala erreichte, der Schrei auch guttural am intensivsten war, die „Stimme“ umschlug. Nur einmal nicht, einmal schleifte er etwas leiser, aber korrekt hinüber, dann kam aber sofort wieder der „Schnadler“ und der eigene Ziwiela. Ich habe jedesmal, als sich der Kerl über mir so abmühte, beim Schnadler lachen müssen. — In diesem Revier habe ich leider auch andere Sorten Federraubzeug,

und auch Junge, deren Schreien ich auch beobachtet habe. Diesen Stimmumschlag habe ich nicht wahrgenommen. Soll diese „Mutationsperiode“ — denn um diese handelt es sich ganz zweifellos — auch bei anderen Arten vorkommen?

Die Kage als Pflegemutter zweier Eichhörnchen. Es war im Frühjahr, als ich, von der Birsch heimkehrend, zwei Knaben begegnete, die beim Beschoßsuchen zwei etwa vierzehn Tage alte Eichhörnchen einem Kobel entnommen hatten. Da ich selber fürchtete, die Tierchen nicht am Leben erhalten zu können, übergab ich sie einer mir bekannten Familie, deren Kage kurz vorher Junge bekommen hatte. Man kam überein, zwei junge Kädchen zu ertränken und dafür die beiden Eichhörnchen in den Korb zu legen. Gefragt, getan. Die alte Kage hat nun die beiden Eichhörnchen mit derselben zärtlichen Liebe und Sorgfalt, wie ihre eigenen Jungen großgezogen. Beide Tierchen sind am Leben geblieben und sehr zutraulich geworden, sie stehen aber jetzt merkwürdigerweise mit ihrer einstigen Pflegemutter in demselben feindschaftlichen Verhältnisse, wie man es sonst zwischen Hund und Kage sieht.

Eine interessante Baumarderjagd. Als ich vor einiger Zeit durchs Revier ging, bemerkte ich eine Marderspür, die quer über den Weg in einen gemischten Nadelholzbestand ging. Mein auf Raubzeug scharfer Hund nahm die Spur sofort auf und gab, etwa 80 Schritte vom Wege entfernt, unter einer dichtbehangenen, nicht zu hohen Fichte Standauf. Nachdem ich die Fichte von allen Seiten umkreist, bemerkte ich in etwa halber Höhe, zirka 10 Meter von der Erde entfernt, den Marber platt auf einem Seitenast liegend. Leider aber war ich, wie schon so oft, ohne Gewehr ins Revier gegangen, da der Abschluß des Raubwildes lediglich meinen Untergebenen obliegt, und hatte nur meinen Browning in der Tasche. Drei Schüsse hielt der Marber aus, erst auf den vierten, der den Ast zerschmetterte, auf dem der Marber lag, bequeme sich derselbe zur Flucht, die in einer am Bestandesrande liegenden hohlen Weide endete. Nun war guter Rat teuer. Da ich den Marber aber nicht so ohne weiteres aufgeben wollte, so beschloß ich, ihn auszurauchern, um so mehr, da trodenes Brennmaterial genug in nächster Nähe lag. Bald loberte denn auch ein lustiges Feuerchen im Innern der Weide, und wirklich sprang auch der Marber und verhoffte einen Augenblick in den Zweigen, den ich zum Schuß benutzte. Auf den Knall hin zeichnete der Marber, versuchte noch zu flüchten, stürzte aber schließlich und fiel mir natürlich mitten ins Feuer. Zuspringen meinerseits war eins, aber leider kam ich doch zu spät, da der Balg vollständig verdorben war. Glücklich aber war mein Hund, der fast in demselben Augenblick einen zweiten Marber faßte, der längs der Erde weiterflüchten wollte. So war die Jagd doch zum Schluß noch erfolgreich verlaufen.

